

(Nachdruck verboten.)

89]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Arkanoff wurde unruhig.

„Es handelt sich hier nicht um meine Person. Es handelt sich ums Gelingen, und auch darauf müssen wir achten, daß wir der revolutionären Partei Ruhm einbringen und ihr keine Blöße geben.“

Sie neigten alle bejahend den Kopf.

„Ja, darum handelt sich's eben, ob wir das Gelingen durch einen Aufschub vereiteln oder nicht! Am besten wäre es freilich, ein Dampfboot zu bestellen, aber das geht nicht. Wir müssen also berechnen, wieviel Geld wir bekommen können und ob das reicht.“ schloß Alexandroff spöttisch den Streit.

Die Berechnung ergab, daß die Verbannten der kargen Mittel wegen, über die sie verfügten, von vielen Dingen würden absehen müssen, die ihnen die Amerikaner als unumgänglich nötig angegeben hatten; daß sie auch ihre Ausgaben bis aufs äußerste einschränken müßten. Ihre Gesichter waren beim Rechnen sehr lang geworden. Aber als es zur Abstimmung kam, wurde Arkanoffs Vorschlag einmütig zurückgewiesen. Selbst seine Frau stimmte gegen ihn. Er nahm nicht mehr teil an den Beratungen und hörte verdrießlich zu, wie sie über die Mittel verfügten, die hauptsächlich aus seiner Tasche kamen, wie sie Ersparnisse anordneten, die ihn der einfachsten Bequemlichkeit berauben sollten.

„Das ist alles sehr schön, wenn wir nur vor der Flucht nicht krank werden, oder toll vor Erschöpfung und schlechter Laune.“ sagte er auf dem Heimwege zu Eugenien.

„Das wird ja nur ein halbes Jahr dauern, Arty, nur ein halbes Jahr.“

„Bah, Kleinigkeit! Ist das etwa eine so kurze Zeit? Nun jedoch, was Du willst. Nur eins bedinge ich mir aus — auf einen Wohnungswechsel geh' ich nicht ein.“

„Und doch würden wir damit sehr viel sparen. Du hast ja selbst gesagt, es läge Dir daran, daß die Flucht gelingt. Da ist also jeder Groschen von Wert. Und außerdem, wenn wir zu ihnen zögen, dann wäre auch der öftere Verkehr leichter zu bemängeln, den die nötigen Arbeiten mit sich bringen müssen. Wir brauchen uns nicht so oft in der Stadt zu zeigen und der Polizei unter die Augen zu kommen.“

„Wie ich seh', liegt Dir sehr viel daran! Ich muß mich wundern, wo Deine weibliche Schamhaftigkeit hin ist. Wo könnten sie uns lassen, möchte ich wissen: In dem Winkel, in dem wir die erste Nacht zugebracht haben? Ich muß gestehen, dies Opfer geht denn doch zu weit. Ebenjogut könnten sie verlangen, daß wir nackt gehen — um zu sparen.“ sagte er grob.

Reinlich berührt schwieg Eugenie, obgleich sie sich sagte, daß nichts Besonderes dabei wäre, wenn Arkanoff dieses halbe Jahr hindurch mit den Genossen im großen Zimmer schlief und sie in Arkanoffs Kammer allein wohnte. Es müßte eine Thür gemacht werden, aber immerhin würden sie einige hundert Rubel sparen. Sie nahm sich vor, eine passende Gelegenheit wahrzunehmen, um ihrem Manne diesen Plan plausibel zu machen, wollte aber jetzt, da sie seine Erregung sah, nicht länger mit ihm streiten.

Am andern Morgen jedoch konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihrem Gatten so heiter zu begegnen, wie gewöhnlich, und erst als sie beide in Alexandroffs Jurte waren und an den dort unausgesetzt stattfindenden Beratungen und Arbeiten teilnahmen, heilten sich ihre Gesichter wieder auf.

Alles mußten sie eigenhändig machen — von den Seekarten an, die sie ihren Landkarten nachzeichneten — bis zu den Seilen, die gedreht werden mußten, da die Eingeborenen ausschließlich Riemen zum Hissen ihrer Segel benutzten. Aber zwei Dinge waren es vor allen, die sie plagten: erstens der Gedanke, daß ihr Plan entdeckt werden könnte, und zweitens die Furcht, nicht rechtzeitig mit ihren Vorbereitungen fertig zu werden. Die Herstellung des Bootes und das Dörren des Fleisches besonders verursachten ihnen viel Kopfschmerzen. Es war mitten im Winter. Die Bäume im Walde waren hart wie Stein. Die Nester sprangen wie Glas, wenn sie draufschlugen. Es war ihnen unmöglich, das nötige Bauholz eigenhändig zu fällen und an Ort und Stelle zu bringen. Sie mußten Kende-

rungen am Bauplan des Bootes vornehmen und kürzere Planken bei den Jakuten bestellen. Indessen suchten Jan und Alexandroff in den benachbarten Forsten nach krummen Stämmen und Nesten, aus denen das Bootgerippe hergestellt werden sollte, und fällten sie mühselig, indem sie große Feuer anmachten, um die gefrorenen Stämme zu erwärmen. Auch eine schöne, verdorrte Lärche fanden sie, mit gewundenem Geäder, die einen Kiel abgeben konnte. Es kostete viele Mühe, ehe sie den Stamm auf dem Hofe hatten.

Die Verbannten, die im Städtchen geblieben, waren indessen fieberhaft thätig, um die kleine Badestube, die mittels eines überdachten Ganges mit Alexandroffs Jurte verbunden war, in eine Dörrkammer zu verwandeln. Tschojon, der einzige Köpfer in Dschurdschinj, setzte unter Krassuski's Anleitung einen zweiten Ofen. Glicsberg und Pjetroff schlossen Kontrakte mit den Fleischlieferanten und boten ihre diplomatischen Talente auf, um Tas zu bewegen, ihnen Kredit zu geben.

„Geld,“ rief Niehorski alle Tage voller Verzweiflung, „ein Königreich um eine anständige Summe Geld.“

Boronin, den der Wunsch, neue Mittel zu finden, aus seiner Stumpfheit aufgerüttelt hatte, sah den ganzen Tag über chemischen Büchern und stellte Versuche mit den Mineralien an, mit denen Jan ihn versah. In einer solchen Probe hatte er sogar einen bedeutenden Procentsatz Silber gefunden, aber all das erheischte Zeit. Sie war ihnen aber knapp zugemessen, während das Geld sofort nötig war.

Wenn ihr Unternehmen auch nur einige Aussicht auf Erfolg haben sollte, mußten sie, den Anweisungen der Amerikaner zufolge, mindestens auf zwei Monate hinaus mit Lebensmitteln versorgt sein. Für zehn Flüchtlinge betrug das — wenn nur ein Pfund Fleischkonerven und ein halbes Pfund Zwieback pro Mann und Tag gerechnet wurde — neunhundert Pfund sorgfältig zubereiteter und verpackter Vorräte.

Sie hofften mit dem Zwieback leichter fertig zu werden. In Alexandroffs Jurte, wo der Wärme halber jeden Tag ein großer Backofen geheizt wurde, konnten täglich zwanzig Pfund geröstet werden. In den Regierungsmagazinen waren unbegrenzte Mengen von Roggenmehl vorhanden, nach und nach konnte davon gekauft werden. Das Fleisch mußte im Voraus bei den in der Umgegend wohnenden jakutischen Zwischenhändlern bestellt werden; insolge des Aufenthalts der Amerikaner war der Preis von zweieinhalb Rubel bis auf drei Rubel das Pud emporgeschneilt. Zu den Konserven aber durfte nur das beste Fleisch genommen werden. Von Fett und Sehnen befreit, in feine Streifen geschnitten und bei einer Temperatur von fünfzig bis sechzig Grad Celsius gedörnt, lieferten zwölf Pfund frisches Fleisch kaum ein Pfund Pulver. Dies Fleischpulver — Remmikan genannt — wurde zur Hälfte mit Talg vermischt und in großen Blechkasten verlötet. Um also die unumgänglich nötigen sechshundert Pfund Konserven zu erlangen, mußten die Verbannten in kurzer Zeit dreitausendsechshundert Pfund frisches Fleisch verarbeiten, eine für Dschurdschiner Verhältnisse unerhörte Quantität. Sie mußten eilen, die größeren Lasten noch zu Schlitten ans andre Ufer zu bringen und sie in der Nähe der Bucht zu verbergen, von der aus sie die Reise antreten wollten. Und das alles mußte unbemerkt geschehen, denn es durfte nicht auffallen, daß sie Fleisch aufkauften und Konserven machten. In Alexandroffs Kammer wurde über das Wie und Was geratschlagt, während Krassuski's Stimme und das Dröhnen der Hämmer, von denen die Ziegel bearbeitet wurden, aus dem Flur herüberdraug.

„Geld und wieder Geld! Wir müssen den Zwischenhändlern im Voraus zahlen und gut zahlen, um ihnen einen festen Kontrakt mit harten Bedingungen abzuwingen; es darf ihnen nicht in den Sinn kommen, uns zu betrügen oder das Fleisch nicht rechtzeitig zu liefern. Das kostet alles Geld. Für Fleisch, Mehl und die ersten Ausgaben brauchen wir mindestens fünfhundert Rubel!“ sprach Niehorski, indem er Arkanoff von der Seite anfaß. Dieser that, als hörte er nichts und triebelte verschiedene Zeichen auf ein Blatt Papier.

„Ich habe dreihundert,“ sagte er endlich nach langem Besinnen.

„Das ist immer etwas. Wir müssen das Pferd verkaufen, eine Anleihe bei Tas machen und schließlich unsere persönlichen Ausgaben einschränken.“

Sie beschloßen einmütig, fürderhin weder Zuder noch

Labat noch Brot zu kaufen und nur von den Fleischresten zu leben, die bei der Zubereitung des Kemmikan abfallen würden.

„Und Nuzja? Was fangen wir mit Nuzja an? Lassen wir ihn hier? fragte Eugenie.

Ein allgemeines Schweigen trat ein.

„Ich glaube nicht, daß wir das Recht haben, jemanden auszuschließen, wenn wir alle fliehen können,“ antwortete Niehorski nach einer Weile.

„Natürlich nehmen wir ihn mit!“ pflichteten ihm Pietroff und Woronin bei.

„Das einzige Hindernis wäre seine Schwachhaftigkeit,“ meinte Arkanoff.

„Oh, das laßt meine Sorge sein! Ich werd' ihn schon zum Schweigen bringen!“ rief Gliktsberg.

„Vielleicht willst Du ihn Spencer lesen lassen?“ fragte Samuel lachend.

„Oder ihm beweisen, Schweigen sei das vortrefflichste Produkt aus Mammutzähnen.“

„Oder Du bist selbst Bonapartist und Großmeister der Freimaurer geworden und wirfst es ihm einfach in der Zeichensprache befehlen?“

„Liebster Gliktsbergchen, gesteh's nur, das ist das Geheimnis Deines Einflusses.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In der Normandie.

Vom Rouen an behält der Charakter der normannischen Landschaft sein festes Gepräge: zarte Hügelwellen, schmale, gewundene Täler, reichen Saaten, ausgebreitete Weidfelder. Kein Baum steht drauhen im freien Felde. Steht man auf einer Höhe und blickt übers Land, so sieht man verstreut einzelne Waldteile, da von der Landstraße durchschnitten, dort von Heide unterbrochen, hier in ein Thal verlaufend und anderswo wieder durch einen lichteren Bestand mit einem neuen Waldteil leicht verbunden. Es sind meist die Dörfer, was man so sieht. Jedes normannische Dorf liegt ganz im Baumgrün versteckt, kaum daß einmal ein Häusergiebel, eine weiße Wand, eine Kirchturmspitze daraus hervortragt. Es ist ein wunderbarer Frieden, eine Flüsterstille, in der man goldne Träume träumen möchte und alles gut finden auf Erden. Der Schäfer steht an seinen Karren gelehnt und blickt ins Land. Der Hund umkreist die Herde. Auf den Weidfeldern weiden die Kühe und Pferde und geben bunte Flecke in das Grün und Gold der Landschaft. Die Saaten wogen. Aus Baumgeäst steigt eine Nabelschar auf. Hoch in der Luft kreist ein Habicht. Ein leichtes Fuhrwerk klingelt daher. Und fern braust und brüllt das Meer, sein dunkler Ton kommt aus fernen Tiefen heraufgezogen, und mischt sich mit dem Winde, der durch die Bäume spielt. Und alles wird melodisch. In einem einhüllenden, umschmeichelnden Friedenston. Und ob es auch tosen sollte hier außen, die Kühe sich lüpfen ins hohe Gras und die Röhnen der Pferde flattern, und die Äste der Bäume wimmern, der Hirte seine Herde einpfercht und der Wind stöhnte und das Meer donnerte — das Dorf liegt umhüllt, gedrückt in sicherer Hut, wie die Kucklein unter den Flügelu der Henne.

Jeder normannische Bauernhof ist eine Welt für sich, ein kleines Dorf selbst, ein weites Gebiet. Ein Wall grenzt ihn ein. Er ist meist ziemlich hoch. Eine Doppelreihe von Bäumen befestigt ihn. Eichen, Buchen, Ulmen, Erlen, seltener Nadelbäume. Rings innen an den Rand gebaut sind die Schuppen und Stallungen. Sie sind meist mit Stroh gedeckt, manchmal sind sogar die Wände der Ställe mit Stroh umhüllt, wenn sie gerade in einer Zugrichtung stehen. Unter einem Schuppen ist die große Kelter, unter einem andern das Gabelwerk untergebracht. Diese Nebenbauten verteilen sich auf drei Seiten des Hofinnern. Auf der vierten Seite steht dann das Haupthaus, stolz und sauber. Das Ganze ist aber nicht eigentlich ein Hof im gewöhnlichen Sinne, es ist ein großer Garten: Rasen und Bäume. Der Rasen dient dem Vieh, das nicht auf dem Felde angepflückt worden ist zur Weide. Kälber, Schafe, Ziegen, Esel, Füllen weiden da und laufen frei herum. Auf dem Entenpfuhl schwimmen die Enten, auf dem großen Misthaufen, dem Stolz des Bauern, scharren und gadern die Hühner. Gänse werden keine gehalten.

Im Sommer, bis tief in den November, stehen die Ställe leer. Das Großvieh ist Tag und Nacht drauhen auf dem Felde. Drauhen wird gemolken, und die Pferde werden zum Einspannen von Drauhen geholt.

Das altnormannische Haus, die „Chaumière“, verschwindet allmählich ganz. Es ist meist einstöckig, sehr niedrig, nicht sehr tief, aber dafür sehr langgestreckt. Es ist stets mit Stroh gedeckt, das es wie eine warme Fellschuppe einhüllt und nur die Nase und die Augen sehen läßt, zwei schmale, längliche Fensterchen auf der Giebelseite, die ins Freie lugen, darüber und in der Längsseite meist zweimal wiederholt, wölbt sich die Haube des Speichers auf, in einer schönen, zarten Rundung, die die dicke Strohhülle hier anschiebt, daß man sich stets daran entzündet. Jede Haube hat eine Lücke, niemals ein Fenster. Eine Stube unterm Dach ist nicht vorhanden — der

ganze Raum dient als Speicher. Mansardenwohnungen kennt man nicht. Man wohnt auf ebener Erde. Niemals auch sind die Häuser unterkellert. Wenn man durch die Hausthür eintritt, steht man gleich in einer Stube, diese Stube ist der Kellerraum. Hier liegen an der einen Wand die Fässer mit Apfelwein. Sie fehlen in keinem Normannenhaus, im ärmsten nicht. In jedem Hofe fast stehen so viele Apfelbäume, daß sich jeder seinen Eibre selbst kelteren kann. Er ist das „Getränk“ hier. Die Gegend ist wasserarm. Der Brunnen im Hofe ist ein Ziehbrunnen, aber er hat kein Quellwasser. Das Regenwasser wird darin gesammelt und dient zum Kochen und Waschen. In jedem Hause, ebenfalls zur Ausstattung des Kellerraums gehörig, steht der besondere Waschtisch. Nicht der Toiletettisch, sondern der Waschtisch für die Waschfrau. Denn was bei uns die Butte ist, das ist hier der Tisch. Und wie verstehen die kräftigen Normannen zu waschen! Die reiben nicht gegeneinander mit den Händen. Das Wäschestück liegt eingeseift auf dem Tisch, sie fassen es mit der linken, einen andern Teil davon nimmt die Rechte, und dann wird mit aller Gewalt über den Handrücken gerieben. In die höchste Leiste, die um die Tischplatte läuft, ist eine Kerbe geschnitten, durch die die schmutzige Brühe von jedem Stück sofort abläuft und in eine Butte rinnt. Hinter dem Kellerraum liegt die Küche. Sie ist sehr groß, der größte Raum des Hauses. Sie ist das eigentliche Staatszimmer, Es- und Kochraum zugleich. An der Seite der große Kamin mit der offenen Feuerung — neuerdings steht ein Herd daneben, der in den Kamin geleitet ist —, in der Mitte der große runde Esstisch. An der einen Wand, dem Kamin gegenüber, in eine Reihe gestellt, stehen sämtliche Stühle. An der rechten Wand stehen dann die Hauptmöbelstücke: ein großer, mächtiger Küchenschrank, der zugleich das Staatsbuffet ist und daneben der Uhrkasten mit dem großen blanken Messingpendel. Beide Stühle fehlen in keinem Hause. Die laut schlagenden Uhren mit dem Riesenpendel sind überall genau gleich. Die Schränke sind geschminkt. In jedem Dorf ist ein Schreiner, der es geradezu erblich hat, die Möbelstücke anzufertigen. Man möchte beinahe von einem Stil reden. Große Voluten, die gegeneinander laufen, dienen zur Krönung oben. Plumpes Rokoko, Louis XVI., Barock. Im Grunde Mißverständnis. Aber ehrliche Arbeit. Und — für einen einfachen Dorfschmied eine Leistung. Alles Handarbeit. Kein Rappwerk. Die besser situierten Leute können sich diese Möbel in Eichenholz leisten, neuerdings mit Glaseinsatz. Gewöhnlich wird jetzt — früher immer Eichen — Tannenholz verwendet, das einen Eichenholzanzug kriegt. Der Beschlag ist Messing. Das Messing spielt keine geringe Rolle im normannischen Bauernhaus. Blankes Metall überhaut. Es ist wohl ein Einfluß der Schiffsladung. Und gepulvt und blank steht es auf dem Kaminsims: Leuchter, das Wärmlästchen, die Windlampe, Platten und Teller. Und wo ein Herd ist, blinkt die Stange und der Krähnen, das Kupferschiff und das polierte weiße Eisen, und die Schwarzteile sind glänzend gewischt. Ein besonderes Geschirr, wie die Bretagne, hat die Normandie nicht. Vielleicht sind einige wenig charakteristische irdene Stücke normannischen Ursprungs. Man bedient sich meist der häßlichen gemalten Fayencen und der billigen Nachahmungen des bretonischen Geschirrs. Bierstühle sind meist die alten bretonischen Leuchter und Biergeräte mit ihren bunten Farben und der guten Erzielung in ihren Mustern.

Alle übrigen Räume des Hauses sind Schlafräume. Überall ist der Fuhboden festgestampfte Erde. Ueber den Betten ist der Betthimmel. Wieder vorwiegend Louis XVI. - Linien und - Einflüsse. Bei den reicheren Bauern hat das Haus meist zwei Eingangstüren nebeneinander, um so den Durchgang durch das Kellerrzimmer zu vermeiden. In keinem Zimmer ist ein Ofen. Der Kamin — oder der Herd — heizt das ganze Haus, d. h. eigentlich ist die Küche der einzige geheizte Raum. Und der Winter ist streng hier an der Küste. Neuerdings, da das Land im Preise ein wenig steigt, baut man die Mietshäuser zweistöckig. Man beläßt im Erdgeschoß Küche und Kellerraum und führt von diesem aus eine Stiege in die oberen Schlafräume.

Die alten Chaumières sind aus Lehmsteinen gebaut. Zu den neueren Häusern verwendet man Bad- und Bruchsteine. Diese, reichlich mit Quarz versehen, sind ein ausgezeichnetes Material, das man nur meist zu spielerischen Verzierungen verwendet. Der neue Häusertyp, da man von der Chaumière mehr und mehr abkommt, und auch das plattgedeckte Schieferdach, das mollige Strohdach, unter dem sich die Häuser so hübsch vor dem Winde duden konnten, verdrängt, ist noch nicht gefunden, aber leider schon festgelegt: eine Miniaturmieslaserne. Einige hübsche Herrenhäuser in sauberem Barock- und Empirestil stehen im Land, und ein paar Schlösser mit wunderschönen Parks und Rasenanlagen entzücken einen. Schön ist auch meistens das Eingangsthor. Es ist niedrig, hat aber die Angeln zu beiden Seiten sehr weit auseinander, so daß es hübsch und sicher im Rahmen hängt und Dreh- und Zugballen auch noch zum Schmut verwandt werden. Einen Schmut des Hauses gibt nicht selten ein einfaches, geradliniges Holzschwert ab, mit Rautenfüllung in den oben abschließenden Traversen. Das Holz ist meist schwarz oder braun gestrichen, die Füllung weiß gefalt.

Der Bauer hat natürlich keinen Blumen Garten. Dagegen hat der Fischer stets diesen Luxus, und hat er auch nur ein Ecken Platz frei. Pelargonien und Geranien, Hortensien, Fuchsen, Chrysanthemem, Sonnenblumen, Rosen, Nelken, Balsaminen, Flocks gedeihen vort in bunter Pracht. Darüber wachst meist die Pyramide des Lorbeers, Eppich unwuchert die Bäume und saugt sie an. Über phantastisch schön ist das oft. Auch drauhen in den kleinen Waldstüden umschlingt er manchen Stamm, und mancher Krone hat er

die Kraft gebrochen. Er ist ein unheimlicher Gesell, dem man aber eigentlich nie böß sein kann. Die Mebe gedeiht hier nicht. Statt des Weinstocks, der in meiner Heimat die Bände deckt und die Fenster unrannt, hat man hier Spalierobst gepflanzt. Die Südseite der Häuser ist meist damit bedeckt. Wunderbare Birnen fast immer. Erbsen für die Weintraube.

Nun kommt der Herbst, golden und kühl. In Abendröten kommt er übers Meer, sein Wiedererschein umfließt die steilen Felsen der Klüfte. Und das Meer selbst schäumt unter seiner Sturmgeißel. Draußen im Felde stehen überall die Meulen — Stroh- und Frucht- haufen — aufgebaut, groß und rund, mit spizen Dächern. Auch die Scheune fehlt im normannischen Bauerngüte. Viele Weidfelder sind umgepflügt und werden mit Salz gedüngt. Die ersten Insel- fischer sind heimgekehrt, so konnte das Dungsalz geliefert werden. Bald kommen die Neufundlandfahrer. Der Bauer eggt um. Das ist ein ganzes Schauspiel. Vier bis fünf Eggen von ebensoviele Pferden gezogen, aneinandergeloppelt, durchqueren die Felder. Auf allen Höhen und Hängen leuchtet das Bild wieder. Die stacheligen, Ginster in den Heideeilen dürrer. Die Brombeeren sind reif, die Äpfel in den Höfen sind rot. Das Sterbenslächeln der Natur. Die Ästern prangen. Und das Laub, durch das so stark und sommerfroß der Wind gerauscht, es raschelt schon, und wir laufen. —

Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilletton.

tp. Ein Streber. Als die kleine Wanduhr des Bureaus eben sieben geschlagen, legte der kleine, rotwangige Bureauborsteher mit dem schwarzen Schnurrbart als einer der ersten die Feder nieder und eilte zum Waschbecken. „Gott sei Dank,“ seufzte er und zog dabei eine recht vergnügte Miene, „wieder ein Tag hin! Kinder, Kinder, ist der Mensch ein Hornochs! Die beste Zeit verschwendet er beim Arbeiten. Jetzt langt's grad' noch zu drei Rajen voll frischer Strahlenluft, dann die Bratkartoffeln runtergewürgt, den Bettzipfel umarmt und dann „Gut' Nacht!“ Morgen dieselbe Hofe. Lieblich. Bezaundernd schön! — Er, Herr Bramelweig, er trocknete sich die Hände und rief zu einem Pult hinüber: „Die Mod' hat sieben geschlagen!“

Der Angerufene beugte seinen Kopf nur noch tiefer auf die Arbeit.

„Lassen Sie ihn nur,“ sagte ein anderer, „Bramelweig arbeitet aus Leidenschaft.“

„Jedern ruiniert er!“ spottete der kleine Schwarze. „Und die Tinte läuft er, glaub' ich. Nehmen Sie sich dies Exemplar treuester Pflichterfüllung zum Beispiel, meine Herren, wenn Sie es zu etwas bringen wollen. Oder Herr Bramelweig überflügelt Sie. Er arbeitet für drei.“

„Ja,“ mischte sich ein dritter ins Gespräch, „wenn die andern aufhören, fängt er an.“

Bramelweig schien auf nichts als auf seine Arbeit zu achten. Aber die Finger zitterten ihm und in den kleinen, grauen Augen flimmerte etwas wie Haß und unterdrückte Wut. Er antwortete nicht auf die spöttischen Gutenachtgrüße der Abgehenden, und der Rat eines Kollegen, sich die Bettstelle im Comptoir aufzuschlagen, prallte ebenfalls an ihm ab. Erst als die Thür sich hinter dem Lezten geschlossen hatte, erhob er den Kopf und sah laufend umher. Außer seiner Lampe brannte keine mehr. Still und tot lag das Bureau, in dem am Tage sich ein halbes Duzend eifriger Federn regte. Dieser Schatten breitere sich über die Pulte. Ein schwacher Lichtschein drang durch die Milchglascheiben einer Thür, die zum Zimmer des Chefs führte. „Der Alte“ war also noch da.

Nachdem Bramelweig dies bei sich konstatiert hatte, nahm er sein Tintenfaß, ging schleichend zur Wasserleitung, entleerte es halb, spülte die Spuren fort und begab sich wieder auf seinen Platz. Dann begann er zu husten. Es war ein recht gewaltigster Husten, der aus einem trocknen, arg angegriffenen Schlunde zu kommen schien. Bramelweig machte eine Pause und sah sich um. Hinter der Thür mit den Milchglascheiben regte sich nichts. Also noch einmal. Von neuem brach der Husten los, gewaltiger, ätzender als vorher.

„Wer hustet denn hier so jämmerlich?“ Der Chef stand plötzlich in der Thür. „Sind Sie das, Herr Bramelweig? Ist Ihnen schlecht geworden?“

Keine Antwort. Nur ein mitleiderregendes Nieschen und das eilige Krachen einer Feder.

„Ja, zum Teufel, was machen Sie denn noch hier? Es ist längst sieben Uhr und alles ausgeflogen, wie ich sehe. Also...“

„Eine eilige Arbeit, Herr Weiler. Ich kann sie unmöglich liegen lassen.“ Die Feder Bramelweigs überschlug sich fast.

„Was haben Sie denn da? Korrespondenz mit Drenkler u. Co.? Wenn das morgen abgeht, langt's auch noch.“

„Morgen wartet Anders. Was ich einmal angefangen habe, bringe ich gern hintereinander zu Ende, Herr Weiler.“

„Das ist ja sehr löblich. Aber ich möchte nicht gern dafür verantwortlich sein, wenn Sie sich die Schwindsucht an den Hals arbeiten. Mann, Sie haben ja jetzt schon einen Husten — einen Husten, daß sich der Himmel erbarmt!“

„O,“ Bramelweig steckte eine Leidensmiene auf. „Es wäre traurig, wenn ich mich durch solche Kleinigkeiten abhalten ließe, meine Pflicht zu thun.“

„Ihre Pflicht ist, von acht bis eins und von drei bis sieben im Bureau zu arbeiten. Mehr verlange ich nicht.“

„Sie machen mir also auch Vorwürfe, Herr Weiler.“ Bramelweig sagte es in einem weinerlich-resignierten Ton. „Sie auch.“

„Ach was, Vorwürfe. Ich erkenne Ihren Eifer durchaus an. Uebrigens: auch? Wer glaubt Sie denn sonst noch tadeln zu dürfen?“

„Herr Henze ist Ihr Bureauborsteher.“

„Henze? Er hat Ihnen vermutlich daselbe gesagt wie ich. Hat er recht.“

„Gewiß. Ich sehe ja ein, daß ich mehr Tinte verbrauche als die andern.“

„Mehr Tinte? Was soll denn das nun wieder?“

Bramelweig bewegte nur abwehrend die Hand und seufzte wie ein Dalder.

„Ja, wollen Sie mir nicht klaren Wein einschenken?“

Die Stirn des Chefs faltete sich und er heftete neugierig die Blicke auf den innerlich anscheinend sehr bewegten Bramelweig.

„Ich bin kein Angeber, Herr Weiler. Trotzdem ich Ursache hätte, wirklich Ursache... Aber nein. Mögen die Leute ihren ganzen Spott über mich ausschütten... ich schweige. Wer wie ich so strenge Auffassungen von seiner Pflicht hat — strenger als andre —, der erntet immer Hohn und Undank.“

„Nicht in meinem Hause, Herr Bramelweig! Ja, das wäre ja noch schöner. — Also so liegen die Sachen! Das ist ja recht feierlich! Und Herr Henze, sagen Sie, ist auch dabei?“

Er meint es wohl nicht so. Ist ein humoristisch angelegter Mensch. Macht gern sein Witzchen. Verfüßt sich und den Kollegen die saure Arbeit mit netten Späßen. Freilich, meistens auf meine Kosten. Aber man kann ihm nicht feind sein. Nein, Herr Weiler, Bramelweig hat mit treuherziger Miene, „tragen Sie ihm sein glückliches Temperament nicht nach. Sein Humor...“

„Den Humor, wo er hingehört, Herr Bramelweig!“ Der Chef fiel ihm erregt ins Wort. „Bei der Arbeit verlange ich Ernst, aufmerksam, hingebungsvollen Ernst! Nun, ich rede morgen ein deutliches Wort mit diesem — diesem lustigen Bureauborsteher!“

„Sie werden ihn doch nicht entlassen?“ Das kam lauernd heraus.

„Ich werde das thun, was im Interesse des Geschäfts notwendig ist!“

„Hätte ich doch geschwiegen!“

„Geschene Dinge sind glücklicherweise nicht zu ändern. Sie haben mir einen Dienst geleistet, Herr Bramelweig, den ich Ihnen nicht vergessen werde.“

„O, Herr Henze ist, im Grunde genommen, ein so tüchtiger Mensch.“

„Das glaubte ich auch bisher. Aber mir scheint, es giebt tüchtigere Leute in meinem Bureau.“

Der Chef überlegte.

„Und so gesund.“ Bramelweig konnte ein Nieschen nicht ganz unterdrücken und begann wieder trächtig zu husten.

„Ja, so!“ Weiler wiegte plötzlich nachdenklich den Kopf. „Die Gesundheit! Sie haben recht. Das ist etwas sehr Wichtiges bei diesem Posten. Ein Vorsteher, der sich womöglich plötzlich hinlegt... und hier steht alles? Nein. Ich habe nämlich an Sie gedacht, Herr Bramelweig...“

„O, meine Gesundheit ist vortrefflich!“ Bramelweig hustete nicht mehr. Wirklich, ausgezeichnet... Das Gesicht verzerrte sich in schrecklicher Angst.

„Nein, lieber Bramelweig! Ich will Ihnen ja diese Illusion nicht nehmen. Aber, wer solchen Husten hat... nein! Sie finden zusammen! Es geht nicht. Ich glaube, da ist es doch besser, ich lasse den Henze an seiner Stelle.“ —

Ik. Zwischen Wiesenthal und Eberswalde. Nach den heißen Tagen des Sommers, der kaum rechte Wanderfreudigkeit aufkommen ließ, fordern kühle Herbsttage zu neuen Streifzügen auf. Zwischen Wiesenthal und Eberswalde dehnt sich in gekrümmter Linie eine Reihe von Seen aus. Wasserläufe verbinden sie miteinander. Vom Bahnhof Wiesenthal folgen wir der billenbergierten Straße zum Städtchen und biegen kurz vorher bei der Windmühle zum Wege nach Schöpsfurt ab. Bald ist der Wald erreicht und nicht lange darauf auch die Brücke über die kleine Finow, die später in kanalisiertem Zustande einen bekannten Namen erwidert, hier aber noch völlig unfrisiert durch ausgedehnte Sumpfwiesen fließt. Vor der Brücke schwenken wir rechts ab, um, einen Waldpfad benutzend, neben den Wiesen weiterzuschlendern. Ständig haben wir durch den Waldsaum hindurch den Blick auf die Wiesen der Finow, und bald taucht auch der Spiegel des ersten Sees, des Lebenssees, auf. Die Landschaft bleibt nun immer dieselbe und ist doch immer wieder verschieden, denn die samtgrünen Wiesen, der See Spiegel und die angrenzenden Wälder kommen in immer neuen Gruppierungen zur Geltung. Auf der Karte erkennen wir, daß rechts ab ein Waldsee liegen muß, der sich aus der Verbindung der übrigen gelöst hat und ein selbständiges Dasein führt. Nur mit Mühe finden wir ihn, denn er ist gut versteckt; man sieht ihn erst, wenn man sich durch das Gebüsch gearbeitet hat, plötzlich aufblitzen. Kein Name nennt ihn auf der Karte. Seiner wundervollen Wirkung in der Einsamkeit des Waldes thut das keinen Eintrag. Wir kehren zu den Finowwiesen zurück und verfolgen den Waldbrand weiter, bis schließlich der große Samthügel auftaucht. Wir werden an die Brunwaldseen erinnert, aber die Landschaft ist hier erfrischer, freier, eindrudsvoller. So geht die Wanderung stundenlang weiter bis zum Großen Stadtsee, der wieder ein andres Bild giebt. Indem wir dann der

Niederung der Schwärze folgen, gelangen wir an die Bahn, wo wir einen Uebergang suchen, um auf der anderen Seite die schöne Partie des Wasserfalles zu erreichen, die noch schöner wäre, wenn sie durch ihren Namen nicht unerfüllbare Illusionen deckte. Auf Promenadenwegen erreichen wir schließlich das kräftig aufstrebende Eberswalde. —

Theater.

Lustspielhaus. „Ein wahrhaft guter Mensch.“ Komödie in drei Akten von Otto Erich Hartleben. — Im Süden der Friedrichstraße hat sich unter der Direktion von Dr. Martin Zidel ein neues Theater aufgetan. Der kleine, geschmackvoll decorierte Saal in seinen lichten Farben macht einen freundlichen Eindruck, er wäre, wie in der Ueberbrettperiode das Schlagwort hieß, sehr wohl geeignet zur Stätte einer „hübschen Kunst“. Eine tüchtige Schauspieltruppe, zum Teil Kräfte, die auf andern Berliner Bühnen sich bereits rühmlich bewährt, ist engagiert — Hans Fischer vom Deutschen, Schönfeldt vom Lessing, Lettinger vom Schiller-, Frau Wendt vom Berliner Theater. Fehlt nur noch eine Kleinigkeit — das Lustspiel selbst.

Wieviel Komödien, die des Spielens wert gewesen, sind denn in der langen Zeit seit Hartlebens geistfunkeleider Satire „Die Erziehung zur Ehe“ aufgetaucht? Das Niveau der heimischen Produktion war so niedrig, so ganz auf die gewöhnlichste Unterhaltung zugeschnitten, daß unter diesen Durchschnittskonkurrenten Flumenthal mit ein paar drolligen, theaterwirksam zugestutzten Schwankeinsfällen — gar nicht einmal zu Unrecht — Sieger blieb. Die vage Hoffnung, daß die Direktion des Lustspielhauses mitten in der allgemeinen Dürre vielleicht dennoch verborgene Schätze entdeckt haben könnte, sank aber gleich in der Eröffnungsvorstellung auf Null. Hätte man irgend etwas Beträchtliches gefunden, dann wäre es ganz unverständlich, daß die Leitung als erstes, gleichsam als Programmstück des einft so geistreichen Hartleben schlimmste Mißfetat, „den wahrhaft guten Menschen“ wählen konnte. Das Stück hat nicht einmal den Vorzug einer Mobilität. Es erschien vor mehreren Jahren im Druck und erlebte damals bei einer Aufführung in München schon einen wohlverdienten Mißerfolg. Die paar Ansätze zur Charakterkomödie, die es enthält, werden unter dem Wust plump übertreibender Effekthascherei erdrückt; in jeder Szene spürt man die Absicht.

Kein Mittel war diesmal dem Autor zu schlecht. Wenn Hartleben in der Jugendzeit, als seine Verse von einem Nachhall sozialistischen Empfindens und tiefen Mitgeföhls mit dem Volk erzitterten, auch nur den allerflüchtigsten Einblick in die Arbeiterbewegung genommen haben sollte, dann muß er wissen, wie tief, wie stolzes, zurückhaltendes Selbstbewußtsein allem bourgeoisen Wesen gegenüber dem modernen proletarischen Charakter eingeprägt ist. Er aber läßt in seiner Komödie ein Streikkomitee auftreten, wie es etwa die Phantasie eines „Post“redakteurs sich vorstellen mag. Der „wahrhaft gute Mensch“, im Nebenamte Millionär, hat sich als Vermittler den Ausständigen angeboten. Das Komitee ist hoch entzückt von der Ehre, einmal zu der Familientafel dieses Gömners hinzugezogen zu werden, säuft und fröhnt und benimmt sich wie eine Bande vorlaut ausdringlicher Idioten, ohne jeden Funken Stolz. Der Führer preßt den widerstrebenden Doktor zur Duzbrüderchaft und die Kameraden sind darüber noch neidisch; den würdigen Abschluß bildet eine indisch verrückte, widerwärtige Gopserei um den Gastgeber, die nicht einmal in einer Brantweinschenke vorkommen dürfte. Man schämt sich für den Dichter.

Etwas von dieser Empfindung scheint Hartleben selbst gespürt zu haben, wenigstens hat er für die neue Aufführung einige Aenderungen vorgenommen, die wie ein Versuch, sich zu entschuldigen, aussehen. So ist z. B. aus dem offiziellen Streikkomitee eine weniger verantwortungsvolle „Kommission“ geworden. Im dritten Akt erfolgt sogar eine Art Revolution. Der Führer der Arbeiter bringt dem Doktor sein Geld zurück und entpuppt sich schließlich als biedere Seele. Aber den peinlich beschämenden Eindruck kann nichts befeitigen.

Der „wahrhaft gute“ ist in Hartlebens Stück der kritillos gutmütige, blind vertrauende Mensch, den Alle ausnützen und obendrein im Herzen verspotten. Statt der Handlung gibt es nur eine lose verbundene Szenenfolge, die ohne feinere Abschattierung, ohne Uebergänge und Entwicklung fortwährend diesen einen Gedanken wiederholt. Schlimmer als die Arbeiter, denen er „helfen“ will, spielen dem Doktor seine lieben Nächsten mit: die Schwiegereltern, die Frau, der Künstlerfreund aus München, der nebst Weib und Kind ihm plötzlich in das Haus fällt. Der Schwiegervater, der seine Karriere als polnischer Gutsbesitzer begann und als Direktor eines Affentheaters abschloß, läßt sich zu Studienzwecken für eine Reise nach London den Säckel füllen und lehrt am übernächsten Tag mit einer Trapezkünstlerin ins Haus zurück. Der Münchener, ein fideles Lumpenkerl, macht der jungen Frau Doktor, die sich aus der Temperatur gleichmäßiger Gattengüte nach Leidenschaften und Abenteuern hinausfehnt, mit unerhörter Dreistigkeit, ansehend erfolgreich, den Hof. In der neuen Fassung läßt der Autor sie zuletzt verjöhnt zu ihrem Manne zurückkehren; was ja psychologisch wahrscheinlicher ist als die Flucht mit dem windigen Don Juan, zugleich aber der Komödie jede zusammenfassende Pointe nimmt. Denn in der Hauptsache bleibt nun der Gutmütige ja doch der Sieger. Der barocke Skarlatursfil, in dem das alles dargestellt wird, amüsiert wohl

anfangs, aber ermüdet rasch durch ein verworrenes Hin und Her und das Uebermaß der Unmöglichkeiten.

Die Aufführung, die vor geladenen Gästen stattfand, zeigte ein treffliches Ensemblespiel. Distret und fein brachte Lettinger die schwierige Rolle „des guten Menschen“ zur Geltung. Schönfeldt gab mit frischer Verbe den Münchener Freund. Hans Fischer und Klara Wendt sehr drollig das Schwiegerelternpaar. Der laute Beifall wird auf Rechnung der Darsteller zu setzen sein. — at.

Humoristisches.

— Die böse Meisterin. Lehrjunge: „Meisterin, gucken Sie doch 'n Dogenblick in die Milch!“
Meisterin: „Warum denn?“

Lehrjunge: „Daß sie sauer wird — id mag so jerne Sauermilch!“ —

— Neuer Beruf. „Stehst Du nicht mehr Modell auf der Akademie?“

„Schon längst nicht mehr! Die Konkurrenz war zu groß und die Bezahlung zu schlecht! . . . Ich bin jetzt Berufshörer und sitze angehenden Dichtern zu ihren Erstlingswerken!“ —

— Anstandshalber. (Im Birtshaus.) „Du, der Sandbauer hat g'sagt, Du bist a' Kamel! . . . Laß' Dir doch das vor die vielen Leut' net g'fallen . . . gib ihm wenigstens anstandshalber a' Watsch'n!“ —

— Deplacierte Strafe. Vater (zum Lehrbuben): „. . . Was, viermal hast Du den Herrn geschneitten?! Gleich rasierst Du ihn zur Straf' noch einmal!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— „Der Kunstwart“ hat eine Auflage von 20 000 erreicht.

— Peter Gilles gesammelte Werke erscheinen demnächst bei Schuster u. Loeffler. Herausgeber ist Julius Hart. Die beiden ersten Bände enthalten vornehmlich Lyrik und Prosastücke und eine große Fülle von Aphorismen. Der 3. Band bringt dramatische Werke, der letzte Band den Roman „Die Hassenburg“.

— Die Gintorsche Buchhandlung in Bismar bereitet eine hochdeutsche Ausgabe von Reuters „Stromtid“ vor; die Reden hat der Bearbeiter, D. Heidmüller, unberührt gelassen.

— Drei Preise von 18 000 M., 12 000 und 8000 M. hat das Komitee für Massenverbreitung guter Volksliteratur (Berlin, Alexanderstr. 100) für Volksromane ausgesetzt. Die Arbeiten sollen in hohem Grade spannend und gemeinverständlich geschrieben sein, sollen an allbekannte und alle Kreise interessierende Vorgänge der letzten Zeit anknüpfen, sollen sittlich-religiöse und gut deutsche Bestimmung lehren usw. usw. — Lieb Vaterland magst ruhig sein: Schund wird's da genug regnen. —

— Bernhard Shaw hat sich selbst zum Wurstel gemacht. Er hat ein Stück geschrieben, das seine eigene Dichtung „Candida“ verulkt. Dieser Tage wurde es in New-York aufgeführt. Die Zuhörer schrien vor Lachen. —

— Hartlebens „Angele“ hat im Josefstädter Theater zu Wien großen Beifall gefunden. Das gleiche Stück hatte ein neues Schauspiel von Karl Schönherr: „Karrnerleut“.

— Das Theater des Westens hat das Tonmärchen „Glück“ von Rudolf Frh. Proházka erworben. —

— Die erste große Opernovität des National-Theaters wird Goldmarks „Göh von Verlichingen“ sein. Die Aufführung erfolgt Anfang November. —

— Vom 6. bis 8. Oktober findet in Berlin (Reichstags-Gebäude) ein musikädagogischer Kongreß statt. —

— Die Ausstellung der Sezession wird heute (Sonntag) 7 Uhr abends geschlossen. —

— Dänische Kerzte erlassen einen Aufruf, in dem sie zur Errichtung eines Finzen-Denkmales ersuchen. —

— Butterverfälschung durch Wasser. Das belgische Staatsblatt vom 27. September bringt folgenden Ertrag: „Butter, die über 18 Proz. anderer Substanzen als Fettstoffe und Salz enthält, darf nur verkauft, geliefert, zum Verkauf ausgestellt, vorrätig gehalten oder zum Verkauf versandt werden, wenn sie für den Großhandel in luftdicht verschlossenen Holzgefäßen, für den Kleinhandel in Papier oder Pappe mit versiegelter oder verbleiteter Schnürung verpackt ist. Die Beschaffenheit und das genaue Verhältnis der Bestandteile außer Fettstoffe und Salz müssen durch nachfolgende Aufschrift angegeben werden, und zwar auf der einen Seite in französischer, auf der anderen in plämischer Sprache. Die Aufschrift hat zu lauten: „Mit Wasser gemischte Butter. Zur Nachricht! Diese Butter enthält . . . Prozent Wasser (Kafein, Laktose), während reine Butter nicht über 18 Prozent enthält.“ —

— 5644 Stück Rebhühner an einem einzigen Tage soll vor wenigen Jahren ein österreichischer Erzherzog geschossen haben. So berichtet ein Wiener Blatt. — Wurde da mit einer Kugelspritze manipuliert? —